



Die Aufführung in der Kölner Trinitatiskirche

Foto: susebee

# Entfesselung eines großen Klangs

Ein Kölner und Düsseldorfer Chor gastieren mit Hillers Oratorium „Saul“ in Köln

VON MARKUS SCHWERING

In Lindenthal ist eine Straße nach ihm benannt, aber niemand wird ernsthaft behaupten wollen, dass Ferdinand Hiller (1811–1885) im aktuellen Musikleben vor allem in Köln eine große Rolle spielt. Das muss vor derhand erstaunen, denn der gebürtige Frankfurter – seinerzeit eine Zelebrität in Europas Musikleben und gut vernetzt in einem Tableau, das von Mendelssohn, Schumann und Chopin bis zu Wagner reicht – war von 1850 bis 1884 Kapellmeister des Gürzenich-Orchesters. Max Bruch und Engelbert Humperdinck zählten zu seinen Schülern, während er selbst, über seinen Lehrer Johann Nepomuk Hummel, Mozart-Enkelschüler war.

## Problem der Herkunft

Für Hillers relative Vergessenheit als Komponist mag es Gründe geben, die im kompositorischen Werk liegen, aber auf dem Weg zu ihnen führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass seinem Nachruhm auch die jüdische Herkunft nicht eben förderlich war – um es einmal so zu sagen. Mendelssohn und Mahler konnten sich nach 1945 vom verbreiteten Musik-Antisemitismus erholen, Hiller nicht.

Das Jubiläumsjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ ist insofern eine so schnell nicht wiederkehrende Gelegenheit, den Versuch einer Wiedererweckung zu unternehmen. Der Chor des städtischen Musik-

vereins Düsseldorf und das Originalklang-Ensemble „Kölner Akademie“ unter ihrem Gründer Michael Alexander Willens setzen das derzeit ins Werk: Sie touren mit Hillers 1853 entstandenem Oratorium „Saul“ (es wurde 1858 beim Niederrheinischen Musikfest in Köln aufgeführt) durch etliche Konzerthäuser in NRW, und eine CD-Produktion soll sich, wie zu hören ist, anschließen. Eine Premiere, denn während Hillers Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems“ (1840) wenigstens Experten ein Begriff ist und auch auf Tonträger verewigt wurde, wird mit „Saul“ mehr oder weniger Neuland erschlossen.

## Schmählich schlecht besetzt

Am Sonntag also war die Aufführung in der schmählich schlecht besetzten Kölner Trinitatiskirche zu erleben – ein eindrucksvolles Erlebnis über fast drei Stunden hinweg, bei dem freilich auch deshalb keinerlei Langeweile aufkam, weil sich die Klangmassen von Chor und (vor allem) Orchester immer wieder schmerzhaft auf die Trommelfelle legten. Kölns protestantischer Dom kommt angesichts dieser hochromantischen Opulenz akustisch an seine Grenzen.

Musikfreunde denken bei dem alttestamentarischen Sujet „Saul“ am ehesten an Händels Oratorium von 1738. Mit dem hat Hillers Komposition nichts zu tun. Das liegt zum einen am Text: In Moritz Hartmanns Libretto für Hiller geht es womög-

lich noch blutrünstiger zu als bei Händel, aber die dramaturgische Anlage ist eine ganz andere: Während im Hintergrund von Händels „Saul“ Shakespeares Königstragödien stehen, legt Hartmann das Ganze eher als Bewusstseinsdrama in der Schiller-Tradition („Jungfrau von Orléans“, „Demetrius“) an: Saul wird nicht so sehr Opfer seines krankhaften Neides, seiner monströsen Rachsucht, als vielmehr seines lähmenden Wissens darum, dass Gott ihm seine Huld zugunsten Davids entzogen hat. Diese Gebrochenheit konditioniert auch die musikalische Anlage der Titelfigur.

Kompositorisch ist Hiller bemerkenswert eigenständig und auch „modern“: Sicher, stilistisch erinnert die Musik manchmal an Mendelssohn, dann auch an Wagner („Fliegender Holländer“) oder auch Brahms. Aber allein die Formensprache emanzipiert sich deutlich vom Traditionsoratorium, wie es noch Mendelssohn repräsentiert: Es gibt keine Choräle mehr, keine „expliziten“ Chorfügen, und auch die starre Trennung von Rezitativ und Arie ist aufgehoben (wengleich Hiller im Prinzip an der Nummernstruktur festhält).

Die Harmonik ist geschmeidig und stufenreich, die mitunter liedhafte Thematik sehr charakteristisch, die Orchesterfarben (samt Tuba) werden wirkungsvoll und idiomatisch genau eingesetzt.

„Fehlt“ etwas? Ja, Mendelssohns Innigkeit, die direkt zu

Herzen gehende suggestive Macht seiner Melodien, die keine Frage des äußeren Aufwands ist – Ferdinand Hiller erreicht sie nicht ganz. Das ist aber kein Grund, seinen „Saul“ jetzt wieder in die Ecke zu stellen. Zumal Willens alles tut, um die Reperitorenwürdigkeit des Stückes zu erweisen.

## Stark geforderter Chor

Er entfesselt mit seinem hochprofessionellen Orchester einen nicht forcierten, aber großen Klang (die erwähnte schmerzhafteste Dynamik kommt sozusagen von selbst, wird nicht gepuscht), den künstlich zu deckeln verfehlt wäre. Der immer wieder stark geforderte Chor bewältigt die Anforderungen mit bemerkenswerter Kraft und Stimmqualität, Intonation und Textverständlichkeit wären hier und da noch zu justieren.

Wesentlich zum Gelingen tragen die durchweg ausgezeichneten und den „Oratorienten“ exzellent treffenden Vokalsolisten bei: der Bassbariton Thilo Dahlmann als finsterpotenter Saul, der Tenor Andreas Post als glockenrein strahlender David, die Sopranistin Hanna Herfurtner als intensiv-gestaltende, aber alle Opernallüren meidende Michal, der Bassbariton Thomas Bonni als potenter Samuel und die in der Kölner Barocksphäre gut etablierte Sopranistin Elvira Bill als fast zu schön singende Hexe. Man hat Grund, auf sie alle sich zu freuen, wenn dieser „Saul“ auf CD herauskommt.